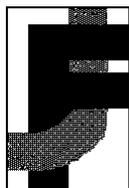


Manfred Weißbecker

**Paul Levi – Biographische und andere Gedanken
zu seinem Weg in und zwischen den Parteien der
deutschen Arbeiterbewegung**



JENAER FORUM FÜR BILDUNG UND WISSENSCHAFT e.V.

Jena 1993

Schriften des
Jenaer Forums für Bildung und Wissenschaft e.V.

Geringfügig überarbeitete Fassung eines Vortrages, gehalten am 29. Juni 1993 auf einer Veranstaltung des Jenaer Forums für Bildung und Wissenschaft e.V.

Redaktionskollegium: Ludwig Elm, Gisela Kahl, Michael Wegner,
Manfred Weißbecker

Druck und Bindearbeiten: Hausdruckerei der Friedrich-Schiller-Universität Jena

Jena 1993

Manfred Weißbecker

Paul Levi – Biographische und andere Gedanken zu seinem Weg in und zwischen den Parteien der deutschen Arbeiterbewegung¹

„Blitz und Donner, was liegt itzt daran! Reue oder nit, gezwungen oder nit. Wisst Ihr denn, was Ihr getan habt? Den besten Handel, die edelste Sache ... eine Sache, die Gott einmal in Eure Hand gab und vielleicht nimmer – in Euren Händen ist sie gewest wie ein Kleinod im Saustall.“ Diesen zornigen Ausruf legte Gerhart Hauptmann vor 100 Jahren seinem Florian Geyer in den Mund, jenem fränkischen Ritter, der die Sache der aufständischen Bauern zu seiner eigenen gemacht hatte und schließlich deren Niederlage von 1515 auch in der Anwendung falscher, die „Sache“ schädigender Mittel und in den radikalen Irrwegen einer der Kämpfenden sah. So erklärt sich wohl auch der Untertitel des Dramas: „Florian Geyer. Die Tragödie des Bauernkrieges“.

Als Paul Levi am 3. und 4. April des Jahres 1921 – unmittelbar nach der Niederschlagung der sogenannten mitteldeutschen Märzkämpfe – seine Sicht auf die fehlerhafte Politik des von einigen „Offensivtheoretikern“ herbeigeführten Aufstandes zu Papier brachte, verwendete er das Zitat als Motto. Des Dichters Worte zieren also das Titelblatt einer sofort und seitdem heftig umstrittenen Broschüre: „Unser Weg. Wider den Putschismus“, bei der es sich um ein in voller Empörung geschriebenes Traktat handelt, das zugleich den etwas wehmütigen Schlußpunkt unter Levis zwei Jahre währende Führungsposition und – vorausschauend – auch unter seine Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei Deutschlands setzte.

Bei meiner Suche nach einer mehr oder weniger passenden Eröffnung des heutigen historisch-politisch-biographisch angelegten Vortrages fielen mir diese Worte wieder ein, ebenso wie jene Bemerkungen, mit denen Paul Levi 1922 seine Einleitung zu dem von ihm erstmalig herausgegebenen Manuskript Rosa Luxemburgs „Die Russische Revolution“ beschloß: „Die Bolschewi-

ki haben etwas in den Händen gehabt: den größten moralischen Fonds, den die Arbeiterklasse je gesammelt hat. Das wird keiner bestreiten, der die Jahre 1918, 1919, 1920 mit erlebte. Wir haben es schon in anderem Zusammenhange beklagt, wie von diesem Fonds *unnützlich* und *nie wiederbringlich* geopfert wurde. Würde dieser Fonds ganz verloren gehen: es mag Leute geben, die das leichten Herzens nehmen. Wir glauben, daß die Arbeiterschaft der ganzen Welt seelisch daran verarmen würde und daß die Arbeit von vielleicht Jahrzehnten nötig sein würde, um wieder aufzubauen, was 1918 war.“

Beide Zitate – hier von vornherein wiedergegeben mit der Bitte um Verständnis und darauf beruhenden Entschuldigung, auch künftig mehr davon zu akzeptieren, als vielleicht einem ordentlichen Vortrag normalerweise zugestanden wird – bestimmen mein Nachdenken über Paul Levi, über die jüngste deutsche Geschichte, über unsere Gegenwart. Keineswegs zufällig – ich bleibe noch einmal im Bilde – steht im Vordergrund das Verhältnis von „Kleinod“ und „Saustall“, von guten Zielen und verfehlten Wegen, von realisierbarer Utopie und utopistisch-realitätverweigernder Eiferei. Ja, es geht mir in diesem Sinne mit Florian Geyer, Paul Levi und vielen, vielen anderen, die hier ebenso aus der langen Geschichte des Kampfes gegen Unterdrückung und Ausbeutung zu nennen wären, hauptsächlich um die „edelste Sache“, die – wir spüren dies heute wohl deutlicher denn je – nicht die Sache von profitorientiertem Kapital und menschenfeindlicher Konkurrenz ist, die nicht die Sache von unsozialer Marktwirtschaft und nationalistischer Machtgier sein kann. Nicht zuletzt muß es mir auch um ein kleines, erhellendes Beispiel für einen vielfältig-unzugänglichen biographischen Umgang mit der Geschichte gehen, an dem sich zeigen läßt, wie denn auch in dieser Hinsicht der „beste Handel“ unwissenschaftlich, weil parteiisch verkommen konnte.

So also mehrfach zurückblickend befrage ich zunächst mich selbst, wann und wie ich früher einer Figur wie Paul Levi begegnet bin, was ich von ihr gewußt, wie ich sie gesehen habe. Die erste Bilanz ist bitter: Unvollständig-einschränkende Andeutungen, inhaltsleere Formel entsteigen meinem Gedächtnis. Da gab es durchaus das Wort vom alten Bolschewiken, der zwar ir-

re, den man jedoch nicht von sich stoßen dürfe. Levi habe sich „... in der Zeit schlimmer Verfolgungen bewährt, er war tapfer, klug und aufopfernd“, hieß es bei Lenin. In der geschichtswissenschaftlichen Literatur der DDR wurde dies jedoch bei weitem nicht so häufig zitiert wie jener Vergleich, in dem er das Bild eines Adlers für Rosa Luxemburg in Anspruch nahm. Überhaupt keine Erwähnung fand Lenins Satz: „Levi hat den Kopf verloren. Er war allerdings der einzige in Deutschland, der einen zu verlieren hatte.“

In meiner Erinnerung tauchen ferner pauschale Verdammungsurteile auf, etwa in der Art, wie sie Karl Radek – wichtigster Komintern-Vertreter in Deutschland und energischer Gegenspieler des damaligen KPD-Vorsitzenden – für richtig gehalten hatte. Er charakterisierte Levi als ein „psychisches Rätsel“, als einen Menschen, der sich mit Vasensammeln und den Problemen der Cheopspyramide beschäftigt und dafür „fruchtlose Skepsis und Unglauben mit in die Partei“ gebracht habe. In den Sinn kam mir nicht zuletzt, was Stalin in seinem die Sozialfaschismus-These begründenden „Prawda“-Artikel vom 24. Oktober 1924 niedergeschrieben hatte über die „linke Levi-Gruppe“, die von der „reaktionären rechten Sozialdemokratie mit Erfolg zur Einkreisung der revolutionären Arbeiter ausgenutzt“ worden sei. Die Herausgeber des 6. Bandes der Stalin-Werke in deutscher Sprache hielten 1952 ganz in diesem Sinne folgende historisch falsche und Levi arg diskriminierende Erläuterung für nötig: „Im Oktober 1923, als die Sächsische Arbeiterregierung gebildet wurde, erklärte sich die Levi-Gruppe aus Furcht, ihren Einfluß unter den Arbeitermassen zu verlieren, zu gemeinsamer Arbeit mit den Kommunisten bereit, in der Tat aber deckte sie die konterrevolutionäre Politik der Sozialdemokratie und half der Bourgeoisie, die revolutionäre Bewegung des Proletariats zu unterdrücken.“

In solche frühe Pauschalurteile mischen sich später, zaghaft korrigierende Eindrücke. Aus dem Verurteilten wurde eher eine Unperson, nein: eine Randfigur, die gerade noch einer Erwähnung, wohl aber keiner argumentierenden Auseinandersetzung oder gar einer Würdigung

für wert befunden wurde. Allenfalls bot sie sich für stereotype Hinweise darauf an, wie notwendig der Kampf der Kommunistischen Internationale 1920/21 gegen den „Zentrismus“ gewesen sei und wie stark Levi diesen mit seiner Kritik an den 21 Aufnahmebedingungen in der KPD behindert habe. Als 1980 das damalige Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED den an und für sich verdienstvollen umfangreichen Band „Kommunisten im Reichstag“ herausbrachte, ließ sich ihm entnehmen, daß Paul Levi zusammen mit Clara Zetkin zu den ersten Mandatsträgern der KPD gehört und glänzende Reden im Weimarer Parlament gehalten hatte, mehr allerdings nicht. Selbst das eindrucksvolle Buch „Meine liebste Mathilde“ aus dem Jahre 1985 ließ den Menschen Paul Levi – an dessen Seite Mathilde Jakob stand, so still und unentbehrlich wie sie vorher eine stützende Hilfe für Rosa Luxemburg gewesen war – kaum hervortreten, obwohl sein Verfasser, Heinz Knobloch, durchaus mit warmen Tönen Menschliches, auch Allzumenschliches zu zeichnen versteht. Erst vor kurzem bekannte er sich zu seinen eigenen „schönen Umwegen“, die ihn zu Paul Levi und sogar in den Besitz von dessen wiederentdeckter Grabstätte führten.²

Für viele war es 1989/90 jedenfalls überraschend, Levis Name in der Liste der neuen Partei des demokratischen Sozialismus zu finden, einer Liste, die da programmatisch zeigen sollte, auf wessen Schultern man stehe. Daß dies erfolgte, belegt aber eigentlich, wie viel doch von vielen über ihn gewußt worden ist, nicht zuletzt aus Dokumentenbänden, die hierzulande selbst publiziert wurden, oder aus anderen Quellen. Schließlich war es ja bereits in der zweiten Hälfte der 60er Jahre – in einer Zeit intensiver Suche nach Alternativen gegenüber dem Bestehenden in Ost und West – zu einer regelrechten Wiederentdeckung Levis gekommen: Charlotte Beradt hatte 1969 ihre einfühlsam geschriebene Biographie sowie einen Band mit Levi-Texten unter dem Titel „Zwischen Spartakus und Sozialdemokratie“ vorgelegt.³ Zielgerichtete Suche spürte bei den Neffen Paul Levis in den USA neue Unterlagen auf. Arbeiten von Sybille Quack,

Rüdiger Zimmermann und Hans-Ulrich Ludewig folgten seit Beginn der 80er Jahre.⁴ Erst vor kurzem verbreitete sich auch Walter Jens über den „Jud aus Hechingen“, dem er ein gedankenreiches Requiem widmete.⁵

Wie wenig jedoch die sogenannten Großen der westdeutschen Historiker-Zunft mit Levi anzufangen bereit waren, offenbart sich vor allem in den drei dickleibigen, von immensem Zettelkasten-Fleiß ebenso wie von voreingenommenen rechtssozialdemokratischen Positionen zeugenden Bänden des jetzt in Berlin lehrenden Heinrich August Winkler zur Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik. Levi, so heißt es da, sei auch nach seiner Trennung von der KPD „immer noch von vulgärdemokratischen (sic!) Illusionen erfüllt“ und ein „Quertreiber“ in der SPD gewesen, er habe an „nationalistische Instinkte“ appelliert – was schlicht unwahr ist – und (was allerdings der historischen Wahrheit entspricht) eine Zusammenarbeit mit einer sich kooperativ zeigenden Kommunistischen Partei für möglich gehalten. Solch eine stiefmütterlich-ablehnende Haltung gipfelt in der Aussage, die SPD hätte keine „konstruktive Rolle in der parlamentarischen Demokratie“ spielen können, wäre sie dem Oppositionskurs gefolgt, den immerhin ein Drittel der sozialdemokratischen Mitgliedschaft und die „Leviten“ erstrebten und den Levi als den natürlichen Zustand der Arbeiterbewegung im kapitalistischen Staat bezeichnete.⁶

Wer sich mit dem Lebensweg Paul Levis beschäftigt, stößt erst einmal auf eigentlich bedeutungslose und dennoch bemerkenswerte Äußerlichkeiten: Sein Leben begann, als das von Karl Marx endete, und währte lediglich 46 Jahre. Zweifellos war es ein überaus konfliktreiches Leben, das stets im Zeichen von aktiver Politik und unermüdlichem juristischem Engagement für Frieden und Gerechtigkeit, für einen demokratischen Sozialismus stand, ein Leben, das sich eng mit der Geschichte aller großen Parteien der deutschen Arbeiterbewegung verflocht. Es war ein Leben in und mit diesen Parteien, aber auch gegen sie, auf jeden Fall zu-

tiefst verwickelt in deren Konflikte und Versagen. Der Kreis seines Daseins schloß sich bereits am 9. Februar 1930, drei Jahre vor der endgültigen Zerstörung der Republik von Weimar und – in vieler Hinsicht symptomatisch – begleitet vom absonderlichen, obgleich zukunftsverheißenden Geschmier eines völkisch-rassistischen Organs, das hier nicht vorenthalten werden darf, auch wenn es – nein: weil es schmerzt. Der „Stürmer“ des Julius Streicher berichtete: „Der Fememordjude⁷. ist tot. Der Jude Paul Levi, der bekannte und berüchtigte Fememordjude, ist tot. Vergangenen Sonntag vormittag ist er zu seinen Vätern heimgegangen. Es war morgens um 5 Uhr, da machte Paul Levi, der an Grippe erkrankt war, einen Sprung aus seinem Fenster. Das hielt seine Wirbelsäule nicht aus. Sie brach auseinander, und das veranlaßte ihn, seinen Talmudgeist aufzugeben ... Über die Ursache seines Todes ist man verschiedener Meinung. Die einen sagen, Paul Levi hätte den eigenen Rassegeruch nicht mehr ertragen können, er sei zum Fenster gestürzt, um frische Luft zu schöpfen, und dabei sei er hinausgeflogen. Andere meinen wieder, das stetige und gewaltige Anwachsen der nationalsozialistischen Bewegung habe ihn so in Verzweiflung gebracht, daß er es vorgezogen habe, in Abrahams Schoß zu flüchten.“ Soweit das Zitat aus diesem antisemitischen „Nachruf“, es stockt mir fast der Atem, hier ergänzen zu müssen, daß bei der üblichen Ehrung für verstorbene Reichstagsabgeordnete nicht nur die Nazis, nein auch die Kommunisten den Saal verließen.⁸

Die eigentliche Vita ist rasch erzählt. Paul Levi wurde am 11. März 1883 im württembergischen Hechingen geboren – sozusagen am Fuße der Hohenzollernburg, wichtiger noch: in einem der Zentren der deutschen Bauernerhebung im 16. Jahrhundert und des Kampfes gegen absolutistische Fürstenwillkür späterer Zeiten. Als Sohn einer bürgerlich-jüdischen Familie – der Vater war ein Weberei-Besitzer, nach anderen Angaben ein Getreide- und Viehhändler – genoß der aufgeweckte und blitzgescheite Junge eine gediegene Ausbildung. Paul Levi konnte nach dem erfolgreichen Gymnasialabschluß in Berlin und Grenoble Jura studieren. Er promo-

vierte 1905 in Heidelberg. Fließend beherrschte er Französisch und Englisch. Griechische und römische Klassiker las er im Urtext. Sein Auftreten wird als kultiviert geschildert, als das eines glänzenden Juristen und begnadeten Redners. Der frühe Ansatz einer „hohen Stirn“ ließ ihn seriös erscheinen. Berichte heben ferner hervor, daß er auf Frauen sehr anziehend wirkte, obwohl er zeit seines Lebens unverheiratet blieb.

Zunächst in Limburg, seit 1908 in Frankfurt, bot sich dem Gerechtigkeitssinn des Referendars und Anwaltes so manche Gelegenheit, rebellisch zu sein gegen Willkür und Justizbürokratie. Doch erst die Begegnung mit Rosa Luxemburg brachte ihn, das junge Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, unmittelbar in die Politik. Von da an veränderte sich sein Leben von Grund auf. Rosa Luxemburg hatte ihn und Kurt Rosenfeld 1913 zu ihren Verteidigern gewählt, als gegen sie Anklage erhoben worden war wegen „Aufreizung von Soldaten zum Ungehorsam“. Gesagt hatte sie in einer ihrer zahlreichen antimilitaristischen Versammlungen, im Frankfurter Vorort Bockenheim: „Wenn uns zugemutet wird, die Mordwaffe gegen unsere französischen und anderen ausländischen Brüder zu erheben, erklären wir: Nein, das tun wir nicht.“ Die Versammelten hatten solche Worte mit tosendem Beifall aufgenommen. Die Staatsanwälte sahen darin jedoch Anlaß zum Einschreiten, ja vielleicht sogar – wie Levi später, nach dem 1. August des Jahres 1914 vermutete – zur ersten deutschen Mobilmachungsmaßnahme auf juristischem und moralischem Gebiet.

Seit diesem Prozeß und einem weiteren, der im gleichen Jahr die vehementen Attacken gegen die üble Soldatenschinderei im wilhelminischen Heer zu Fall bringen sollte, war Levis Leben mit dem Rosa Luxemburgs verknüpft, von dieser geprägt, auch über den Tod hinaus. Sein letzter Prozeß galt dem Mord an ihr und an Karl Liebknecht, er galt der ihn kaschierenden deutschen Justiz, die in Gestalt des Kriegsgerichtsrats Jorns – später war er Reichsanwalt und Leitender Staatsanwalt an Freislers Volksgerichtshof – die Mörder ganz offensichtlich begün-

stigt hatte. Vieles verband Rosa Luxemburg und Paul Levi, die Liebe zur Natur ebenso wie politischer Scharfsinn, Haß gegen Ungerechtigkeit und Menschenverachtung, die strikte Ablehnung des Krieges wie auch das Streben nach Unabhängigkeit. „Geistig frei und niemandes Knecht!“ – so lautete ihr Wahlspruch und der seinige. Ihre Verbindung war für kurze Zeit, wie Sybille Quack anhand des von ihr 1983 veröffentlichten Briefwechsels herausgefunden hat, auch sehr persönlicher und heftig-liebevoller Natur. Politisch und geistig Gemeinsames gab es während des Ersten Weltkrieges, als beide in der Spartakusgruppe wirkten, als Levi unter den Pseudonymen Hartstein und Hartlaub in ihrem Sinne Artikel schrieb. Gemeinsames dominierte auch in ihrer Stellung zur russischen Revolution und zu Lenin: Sowohl die große Freude und hoffnungsvolle Erwartung – wovon er Zeit seines Lebens nicht abrückte – als auch Besorgnis und Kritik, wobei sich Levi anfänglich von größerem Optimismus leiten ließ. „Der Anschauungsunterricht in Deutschland, ach, begann ... erst nach der Ermordung Rosa Luxemburgs“, hieß es später einmal bei ihm.

Seinen eigenen Platz sah Levi übrigens stets als einen im Schatten von Rosa Luxemburg. „Ich vergleiche mich nie mit ihr“, soll er oft geäußert haben. Aus dem Jahre 1922 stammt der Stoßseufzer. „Wer wollte leugnen, daß der weite Blick, der tiefe Geist, die Kenntnisse und der Wille von Rosa Luxemburg uns in jeder Stunde fehlt.“ 1929, ein Jahr vor seinem Tode, beschrieb er noch einmal, welche Gefühle ihn bewegt hatten, als ihn ein Dezennium zuvor überraschend die Nachricht von der Untat erreichte: „Es gibt Minuten, die ein langes Leben aufwiegen, die zwei Minuten nach dem Lesen dieser Zeilen sind solche Minuten gewesen.“ Gelesen hatte er die knallige Titelzeile einer ihm zufällig im Moabiter Gefängnis zugänglichen Zeitung: „Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg von der Volksmenge erschlagen.“ Am Rande: Möglicherweise erklärt die Haft, daß er am Leben blieb, war doch in manchen Krisen damals auch mit dem Blick auf ihn von den drei großen „L“ gesprochen worden ...

Jegliche Schlußfolgerung aus seinem Verhältnis zu Rosa Luxemburg, die ihn auf sie reduziert, verbietet sich. Levi war keineswegs nur ein gelehriger Schüler, der sich auch aus Liebe beflügelt, angeregt oder verpflichtet fühlte. Sehr wohl ist er selbst als ein origineller Denker zu sehen. Bewunderungswürdig erscheinen mir vor allem seine politische Konsequenz und Unbeugsamkeit, wenn es ihm um die „edle“ Sache des Proletariats ging, seine dem großen Ziele stets untergeordnete Streitbarkeit, seine Kreativität, ja auch seine Eigenwilligkeit in allen Fragen nach dem richtigen Verhältnis zwischen Parteien und Massen sowie nach den adäquaten parteipolitischen Organisationsformen. Vielleicht liegt gerade hierin ein Punkt des besonderen aktuellen Interesses an Paul Levi, an seinem Weg sowohl zu den Parteien als auch in diesen, an dem Platz letztlich zwischen ihnen wie auch am Kampf gegen sie.

Ein wesentlicher Lebensabschnitt umfaßt die Zeit vom Frühjahr 1919 bis zum Frühjahr 1921. Fast zwei Jahre lang stand er als Nachfolger des am 10. März 1919 ermordeten Leo Jogiches an der Spitze der jungen, von außen brutal bekämpften und innerlich arg zerstrittenen Kommunistischen Partei Deutschlands. Er schied zusammen mit Ernst Däumig am 24. Februar 1921 aus dieser Funktion aus, unterstützt von Clara Zetkin, Otto Brass und Adolph Hoffmann. Am 15. April des gleichen Jahres wurde er aus der KPD ausgeschlossen.

Die frühe Parteigeschichte ist dennoch untrennbar mit seinem Namen verbunden, vor allem mit jenen Dokumenten und Schritten, die einen anderen Weg wiesen, als ihn die KPD tatsächlich beschritt. Das begann bereits auf dem Gründungsparteitag, als er sich gemeinsam mit Liebnecht und Luxemburg für die Beteiligung der Partei an den Wahlen zur Verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung aussprach, was eine radikal-aktionistische Mehrheit jedoch ablehnte. Auf dem Heidelberger Parteitag vom Oktober 1919 versuchte Levi, diesen und andere Fehler zu korrigieren. Man mag es tragisch nennen, daß er für diesen Zweck selbst keine anderen Mittel fand als Radikalität und Aktionismus, wiederum zum Nachteil für seine überaus

berechtigte Forderung, die Situation und das politische Kräfteverhältnis realistisch zu analysieren und von jeglicher revoluzzerhaften Formel-Verbreiterei abzuweichen. Seine Forderungen – von einer gewissen Formelhaftigkeit selbst nicht frei – beruhten auf der Erkenntnis: „... ohne Klarheit sind wir keine Partei, sind wir ein wilder Haufen, der selbst nicht einmal geführt werden kann, geschweige denn selbst führen könnte. Nichts Schlimmeres als der Kampf zwischen feindlichen Brüdern.“

Dieses richtete sich zunächst an die Adresse der Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands (KAPD), die sich zur Abwehr des Levi'schen Korrektur-Kurses von der KPD abgespalten hatte und eine sektiererische, selbst das Mittel des individuellen Terrors einschließende Politik betrieb. Manches kam davon zum Vorschein in ihrem Verhältnis zum früheren Mitstreiter: Man attackierte Levi nicht nur in der Sache, sondern beschimpfte ihn: „Judas der deutschen Revolution“, „Parasit“, „Parlamentarischer Börsenmann“, „Gesinnungslump ohne gleichen“, „schamlosestes Subjekt aller Zeiten und aller Länder“, „Kreatur der Heimtücke“, „Salonkomiker“. Zwar hatte er selbst zur Abspaltung der KAPD beigetragen, zu wenig das Verbindende gesucht und zu schnell den Trennungsstrich gezogen, doch damit wollte er in der KPD den Weg frei machen für die von ihm angestrebte und 1920 tatsächlich erreichte Vereinigung mit großen Teilen der USPD, aus der bekanntlich erstmals eine kommunistische Massenpartei hervorging, eine Partei, deren Kurs an dem orientiert war, was vielleicht als demokratischer Kommunismus zu bezeichnen wäre, auf jeden Fall aber eine geschichtlich leider unerprobt gebliebene kommunistische Alternative zum Stalinismus gewesen ist.

Ja, die Schaffung der Vereinigten Kommunistischen Partei Deutschlands (VKPD), deren Vorsitzender er und Ernst Däumig wurden, gehört zu Levis bleibenden Leistungen, die einen erfolgversprechenden Weg wiesen. Es gehört im Grunde zu den besonders beschämenden Seiten der Parteigeschichtsschreibung in der DDR, daß sie wahrheitswidrig den Eindruck erweck-

te, als sei dies eine Leistung der Partei ohne deren Führung gewesen, als hätten sich zwei gleich starke Parteien zusammengeschlossen. Da sollte wohl nicht publik werden, daß zur VKPD nur etwa 50000 Kommunisten sowie ca. 300000 unabhängige Sozialdemokraten gestoßen waren, daß eine große Mehrheit in der USPD verblieben war, vor allem aber, daß die VKPD rasch über fast eine halbe Million Mitglieder – also mehr als zu jeder anderen Zeit der Weimarer Republik – verfügte und allein bis zum Ende des Jahres 1921 drei Viertel davon wieder verlor.

Zu Levis Leistungen zählt der „Offene Brief“ der Zentrale der VKPD vom 8. Januar 1921, der sich an den Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund, an die Arbeitsgemeinschaft freier Angestellter, an die Allgemeine Arbeiterunion die Freie Arbeiterunion (Syndikalisten), an SPD, USP und KAPD richtete. Dabei handelt es sich um ein programmatisch wichtiges Dokument, obwohl es eigentlich nur ein Aktionsprogramm darstellte. Man könnte sich zwar nicht, so die einsichtige Auffassung Levis, über Demokratie und Diktatur miteinander verständigen, dringend sei jedoch die Einigung für den Kampf um ein Stück Brot, das für den mehrheitssozialistischen und unabhängigen Arbeiter nicht weniger notwendig sei als die Kommunisten. Das Problem der proletarischen Einheit das in der geschichtlichen Realität der zwanziger Jahre allen Beteiligten lediglich als das einer unterordnenden Gewinnung der jeweiligen anderen Partei galt, erfuhr hier eine damals und auch später unausgeschöpfte Orientierung. Im Grunde ging es Paul Levi um die Unterordnung von Parteiinteressen unter die unmittelbaren Interessen der Mitglieder und Anhänger aller beteiligten Parteien. Das Prinzipielle, das damit zum Vorschein kam, führte wohl auch dazu, daß dieses Dokument zwar Aufnahme in verschiedene Quellenpublikationen der DDR fand, jedoch nie ernsthaft befragt und interpretiert worden ist. Ähnlich erging es der Rede, die Clara Zetkin 1921 im Reichstag gegen den Mord an Matthias Erzberger, für den Schutz der Weimarer Republik gehalten hat und in der es hieß: „Gewiß, wir gehen

mit der Mehrheit der Reichstagsabgeordneten einig in der Auffassung, daß die Republik geschützt werden muß ... Aber die Republik, wie sie ist, kann nicht das Ziel, die Erfüllung des proletarischen Kampfes sein, sie hat bis heute nicht den sozialen Gehalt bekommen, der sie erst wirklich dem Herzen des Proletariats teuer zu machen vermochte. Trotzdem sind die Arbeiter – ich darf wohl sagen, ohne Unterschied der Partei – fest entschlossen, die Republik als einen politischen Fortschritt gegen ihre Feinde zu verteidigen und zu schützen – wenn es sein muß mit dem Einsatz ihrer Freiheit, ihres Blutes, ihres Lebens.⁹

Die unmittelbaren Ergebnisse eines solchen Denkens gaben Levi recht. So führten beispielsweise die preußischen Landtagswahlen vom 20. Februar 1921 im Regierungsbezirk Merseburg, der damals als das „rote Herz“ Deutschlands galt, zu 197113 Stimmen für die VKPD und damit zu einem Anteil von 29,8%, während sich 70340 für die SPD und 74757 Wähler für die USPD entschieden. Ob nun dieser Erfolg sowjetrussische Hoffnungen auf die sehnlich erwartete Unterstützung durch eine deutsche Revolution nährte – 500000 VKPD-Mitglieder müßten genügen, um zusammen mit einer weiteren Million Arbeiter die Regierung zu stürzen, erklärte Matyas Rakosi als KI-Vertreter im Februar 1920 gegenüber der deutschen Parteizentrale –, ob der Aufschwung revolutionären Heißspornen zu Kopf stieg oder nicht, ob der Gegner bewußt provozierte oder nicht, es bleibt festzuhalten, daß andere Funktionäre der KPD und der Komintern Levis Linie letztlich mit intriganten Mitteln zu hintertreiben versuchten und offensichtlich sogar bereit waren, die zu erwartende Niederlage zu akzeptieren, wenn sie helfen konnte, die sogenannten Parteirechten von der Führung zu verdrängen.¹⁰ Widersprüchliches breitet sich vor dem Betrachter auch für die Zeit nach dem gescheiterten Aufstand aus: Der III. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale übernahm Levis Linie völlig und ohne inhaltliche Abstriche. Zugleich bestätigte der Kongreß noch einmal dessen Parteiausschluß. Ein bloßer Irrtum? Nein, die nahezu schizophrene Diskrepanz ist anders zu deuten. Diskutiert wurde

– sofern davon überhaupt gesprochen werden kann – lediglich die Frage, ob Levi gegen die Parteidisziplin verstoßen, ob er die Partei verraten und ihr Vertrauen hintergangen habe oder nicht. Unter der Hand schlug ihm Lenin vor, er solle doch die Kritik und die Parteidisziplin anerkennen, dann wolle er dafür Sorge tragen, daß nach etwa einem halben Jahr die Sache vergessen sei und Levi rehabilitiert würde. Doch dieser lies sich darauf nicht ein. Er wollte dem Sozialismus dienen, doch anders – so seine Worte – als „mit Ablaßbriefen und Bußfertigkeit“.

Verbirgt sich hier böse Eigenwilligkeit, ein unnötiger Stolz; ein intellektuelles Sich-Überheben über die Partei? Ich glaube, es war Levi bewußt, daß es um mehr, um Wesentlicheres ging. In seinem Visier befand sich zum einen die sogenannte „Offensivtheorie“, derzufolge ein Aufstand, ja selbst eine Revolution möglich sein sollte, ohne die proletarische Mehrheit hinter sich zu wissen. In ihrer Auseinandersetzung mit Levi formulierte die KSPD sogar, daß in revolutionären Situationen stets „der schroffe Gegensatz zwischen dem aktiv-revolutionären Teil und der großen Masse, die nicht klar ist über die Notwendigkeit des revolutionären Kampfes, akut“ werde, weshalb es auch keine Massenpartei geben könne. Zum anderen lehnte Levi die Organisationsprinzipien der KI ab, die zwar in den westeuropäischen Ländern die Existenz kommunistischer Massenparteien gestatteten, jedoch die legale Arbeit der Partei einem illegalen und in der Parteiführung dominierenden Apparat unterstellten, wie es im Punkt 17 der bekannten 21 Bedingungen hieß.¹¹

Levi scherte sich wohl mehr um die proletarischen Massen als um die Partei. Deshalb stand er wohl auch konsequenter als Lenin in einer entschiedenen Frontstellung zu jeglichem Linksradikalismus, zum Sektierertum und zu den Anzeichen des herannahenden Stalinismus. Jede simplifizierende, unkonkrete und beschönigende Situationsanalyse war ihm zuwider, noch dazu, wenn sie als Grundlage politischer Aktionen dienen sollte, in deren Ergebnis dem Proletariat nichts anderes als ein langfristiger Schaden zugefügt werden konnte. Mit tiefem Ernst verwies

er immer wieder auf das Marx'sche Manifest und den dort fixierten Grundsatz, daß die Kommunisten nie besondere, von den Interessen der proletarischen Klasse losgelöste Interessen zu vertreten hätten.

In der Sprache dem Zeitgeist verhaftet heißt es in der bereits erwähnten Broschüre „Unser Weg. Wider den Putschismus“: „Für einen anarchistischen Klub genügt es vollkommen, wenn der Wille des Führers befiehlt und der Todesmut der Gläubigen gehorcht. Für eine Massenpartei, die nicht nur Massen in Bewegung setzen will, sondern auch selbst Masse ist, genügt das nicht ..., nur eigener Wille, eigene Einsicht, eigene Entschlossenheit der Massen kann sie bewegen, auf Grund dieser Voraussetzungen kann eine gute Führung ... führen. Eine Aktion, die lediglich dem politischen Bedürfnis der Kommunistischen Partei und nicht dem subjektiven Bedürfnis der proletarischen Masse entspricht, ist verfehlt an sich ... Die Kommunisten haben nicht die Möglichkeit, zumal nicht, solange sie eine solche Minderheit im Proletariat sind, die Aktion anstelle des Proletariats zu machen ... Aus dieser Grundeinstellung der völligen Verkenning, der völligen Verleugnung der Stellung der Kommunisten zu den Massen ergeben sich dann alle folgenden, bewußten oder unbewußten, gewollten oder ungewollten, gezwungenen oder freiwilligen, bereuten oder nicht bereuten anarchistischen Wesenszüge dieses Märzaufstandes ganz von selbst.“

Eine zweite Broschüre entstand aus den Manuskript, das er sich für seine Rechtfertigung vor der Partei-Zentrale am 15. April 1921 erarbeitet hatte. Ihr gab er den Titel „Was ist das Verbrechen – die Märzaktion oder die Kritik daran?“ Auch hier vermag ich zahlreiche Passagen nicht ohne das Wissen um spätere Konfliktfelder in KPD und SED zu lesen: „Es ist die Kommunistische Partei und losgelöst von den Massen in die Schlacht gestürzt worden. Die besten Organisationen sind zerschlagen, und ganze, große Organisationen konnten überhaupt nicht bewegt werden ... Und da zu sagen, die Partei habe die Aktion glänzend überstanden und nur die

Broschüre sei schuld an dem Mißerfolg, das ist Kinderei ... Man kann in einen Fehler hineinstolpern, man kann aber nicht aus so einem katastrophalen Fehlern sich herausmogeln, um das Prestige zu wahren ... Genossen, die Geister, die ihr gerufen, die werdet ihr überhaupt nicht mehr loswerden, und die wird die Partei nicht mehr loswerden ... Die Partei hatte ihre alten Wege verlassen ... es gab nur eine einzige Methode, die Krankheit an weiteren Ausbrüchen zu hindern ... das ganze politische Verbrechen, den ganzen Verrat an den bisherigen Grundsätzen der Partei rücksichtslos aufzudecken und zu brandmarken ... Dem Versuch, die Krankheit zu kurieren, muß sich selbstverständlich mit Gewalt entgegenstemmen, der keine Krankheit sieht ... Solch ein Spiel mache ich nicht mit.“

Politische Krankheit sah er ebenso darin, daß es die russische Revolution nicht verstanden habe, die Massen mit ihrem Schicksal zu verknüpfen. Diese stünden „beiseite und nicht in der Reihe der Kämpfer.“ Das öffentliche Leben in Sowjetrußland sei tot: „Der Geist der Demokratie, der allein den Odem der Massen bildet, ist gestorben. Eine straff zentralisierte Partei, ein glänzendes Zentralkomitee, eine schlechte Bürokratie schwebt über den Wassern. Drunten aber ist alles wüst und leer ... Da war das Schicksal der Vorhut entschieden.“ Ihm fehlten vor allem große Massenorganisationen in ihrer Funktion als notwendiges „Korrektiv“ der Partei, als eine Kraft, die verhindern könnte, sich „neben die Welt zu stellen“, wenn sich eine Partei „neben“ die Massen stellen wolle. Mit dem Blick auf die Existenz mehrerer Arbeiterparteien in Deutschland ergänzte er diese Gedankengänge mit dem Hinweis, daß ohne ein solches „Korrektiv“ die Arbeiterschaft aufhöre, „ein Gegenstand der gemeinsamen Furcht der Bourgeoisie zu sein“.

Es kann nicht verwundern, daß in dieser Kritik seine Sicht auf diese unterschiedlichen Verhältnisse in Rußland und in Westeuropa eine große Rolle spielte. Levi sah ganz andere Voraussetzungen hier und da, er wehrte sich gegen jedwede schematische Übertragung russischer Kriterien und Prinzipien auf den Kampf deutscher Kommunisten. Auch in dieser Hinsicht ging es ihm um

mehr und um sehr Grundsätzliches: „Westeuropa und Deutschland werden zum Versuchsfeld für allerhand Staatsmänner im Duodez-Format. Ich habe nichts gegen Turkestaner, aber ich habe oft den Eindruck, diese Kräfte würden bei ihren Kunststücken dort weniger Schaden anrichten. Das Spiel mit neuen Spaltungen ist jedenfalls in ihrem Mund ein rasch gespieltes. Wir glauben, daß in allen Ländern, in denen solche Sendboten wirken, die Unzufriedenheit darüber die gleiche ist. Sie arbeiten nie mit und häufig gegen die Zentrale des einzelnen Landes. Die Exekutive wirkt nicht anders wie eine über die russische Grenze hinausprojizierte Tschecha. Die bestimmte Forderung, daß das anders werde und daß unberufene Hände unberufener Delegierter nicht die Leitung in den einzelnen Ländern an sich reißen, der Ruf nach einer politischen Führung und gegen eine Parteipolizei, ist nicht die Forderung nach Autonomie.“

Ich entnehme solchen Gedankengängen den Unmut über die realen Verhältnisse, die Kritik an Personen um der Sache willen, jedoch keinerlei pauschale Gleichsetzung von Bolschewismus und Sowjetrußland, kein schematisches Ineinandersetzen von Kommunismus und Stalinismus, keine schwarz-weiße Gegenüberstellung ost- und westeuropäischer Strukturen. Jene, die da solches glauben machen wollten und wollen, verkannten und verkennen gern die Existenz kommunistischer Alternativen zu dem als Stalinismus in Erscheinung tretenden Kommunismus. Schließlich gab es ja diese nicht allein in der westeuropäischen Arbeiterbewegung, sondern auch in Sowjetrußland, in der Partei der Bolschewiki. Erst recht muß m.E. jede Vermengung politischer Urteile und nationaler Vorurteile in die Irre führen. Levi sprach stets von der „jetzigen“ bolschewistischen Politik. Gerade weil er kein Antikommunist sein wollte, beanspruchte er beispielsweise in seiner Einleitung zu Rosa Luxemburgs Text über die russische Revolution, „... die Selbständigkeit der Kritik an den russischen Vorgängen zu fördern. Denn nur der, der kritisch denkt, vermag die Wahrheit von der Lüge, den Edelsteinen vom Schutt zu sondern.“

Levi ging es damals sehr wohl um die weit verbreitete, von den Massen in Deutschland durchaus

akzeptierte Parole vom „Bündnis mit der Sowjetrußland!“ Doch war er nicht bereit, darüber hinauszugehen, sollte dies allein der Partei und nicht der übergroßen „parteilosen“ und der Sowjets beraubten Masse zugute kommen. Doch selbst wenn er von den Massen sprach, bewahrte er sich eine realistische Sicht. Möglicherweise bewegte ihn sogar eine tiefgründige Skepsis. Er wußte keine Antwort auf die Frage, ob die russischen Arbeiter unter dem Regime der Bolschewiki nur „ihre Zunge hüten“ oder ob ihnen die „Revolution zum Ekel geworden“ sei. Auch der Blick auf die deutschen Verhältnisse in und erst recht nach der Novemberrevolution ließen ihn vorsichtig denken statt euphorisch-vorschnell handeln. Während des Kapp-Putsches analysierte er u.a. die soziale und die politische Struktur der gegen die Weimarer Republik aufmarschierenden Wehrverbände. Das Ergebnis führte ihn dazu, das Kernproblem weniger im Offizierskorps, sondern mehr in den Mannschaften zu sehen: „Bleiben die Waffen in der Hand der Schicht, die sie jetzt haben, so werden sie jederzeit jedem reaktionären Streich zur Verfügung stehen, wenn die Staatsstreicher nur Geld haben. Denn die Schicht, die jetzt die Waffen in der Hand haben, sind sozial wurzellos.“ Ende März 1921 schrieb er an Mathilde Jakob: „Wie doch die Menschen wandlungsfähig sind und die Gesinnung so eng im Brotkorb.“

Auch der weitere Lebensweg Levis vollzog sich bewegt: Er gründete nach seiner Trennung von der KPD zunächst eine eigene Zeitschrift. Sie trug den Titel „Sowjet“, der jedoch bereits im Sommer 1921 in „Unser Weg“ umgewandelt wurde. Die von ihm ins Leben gerufene „Kommunistische Arbeitsgemeinschaft“ verstand er nicht als eine eigenständige Partei. Sie sollte lediglich helfen, die Parteien zusammenzuführen, neue Organisationsstrukturen durchzusetzen für den Kampf um jene Themen, die Levi immer wichtiger wurden: der Schutz der Weimarer Republik vor ihren rechtsextremen Feinden sowie die Abwehr neuerlicher Aufrüstung und Kriegsgefahr.

Die Vorstellung darüber, wie „eine andere organisatorische Gestaltung der proletarischen Gesamtbewegung zu erreichen“ sei, bleiben ihm unklar – wie konnte es auch damals anders sein. Schließlich trat er im Februar 1922 wieder in die USPD ein, widerwillig, wie seiner Begründung zu entnehmen ist: „Wir sind wieder in einer Partei. Wir sind wieder in dem Rahmen, der naturgemäß ‚gottgegeben‘, alle proletarischen Dinge umschließt und jenseits dessen die Politik aufhört und die politische Wasserheilkunde oder Mystik beginnt.“ Als er ein halbes Jahr später wieder zur Sozialdemokratischen Partei stieß, leitete ihn die Hoffnung, in ihr und mit ihr proletarische Opposition gestalten zu können. Tatsächlich erwuchs der Parteilinken in ihm eine Integrationsfigur. Ihr Sprachrohr wurde die „Levi-Korrespondenz“, die eigentlich den Titel „Sozialistische Politik und Wirtschaft“ trug.

Das Scheitern war dennoch programmiert. Wütend wurde er von der sozialdemokratischen Parteiführung als „Quertreiber“ bekämpft und seinem Aktionsradius eingeschränkt. Er sah dennoch für sich keinen anderen Platz in der Parteienlandschaft der Weimarer Republik. Wie er sich entschieden hätte, als eineinhalb Jahre nach seinem Tode Freunde wie Max Seydewitz, Kurt Rosenfeld u.a.m. die Partei verließen und die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands gründeten, können wir nicht wissen. Ihm schien die SPD immer noch jene Kraft zu sein, in der die Demokratie „fast allein zu Hause“ sei – in diesem Sinne äußerte er sich jedenfalls, als die sozialdemokratische Wehrpolitik im Zentrum der Debatten stand. Das hinderte ihn in keiner Weise, seine Partei eindringlich zu warnen, als ihre Vertreter in der Reichsregierung das Wahlversprechen von 1928 „Kinderspeisung statt Panzerkreuzerbau“ brachen: „Stirbt in ihr die Demokratie ab, und sei es aus den edelsten Motiven, so ist der Faschismus der lachende Erbe. Das ist die große Verantwortung der Führer und der Geführten in der Sozialdemokratie.“

Viele Freunde fanden bei den Trauerfeiern für Paul Levi wundervolle, anerkennende, mahnende Worte: Albert Einstein, Carl von Ossietzky, Max Seydewitz, Kurt Rosenfeld, Franz

Künstler, Valerin Marcu. Unter anderem konstatierte Rudolf Breitscheid lobend und, wie ich glaube, auch mit vollem Recht, der Verstorbene sei kein „Parteimann im Durchschnittsinn des Wortes“ gewesen. Er verwies auf Levis „kritisches Gefühl allen Menschen und Dingen gegenüber“, auf den fehlenden „Autoritätsglauben“. Zweifellos, seine Charakterstärke erhob ihn über den Durchschnitt. Was aber zeichnete eigentlich in politischer und organisationstheoretischer Hinsicht den damaligen Nicht-„Parteimann“ in der Arbeiterbewegung aus? Oder konnte es sich nur um einen besseren „Parteimann“ als den durchschnittlichen handeln? Was wären solche in heutiger Zeit, in der doch so vieles an Weimarer Parteienverdrossenheit neu aufersteht und in der Parteien mehr und mehr als Organisationsgebilde erscheinen, die zwar vom Ganzen sprechen, sich selbst jedoch stets darüber stellen, die zwar von Partizipation und „Beteiligungs“-organisation¹² reden, im wesentlichen aber doch nur Funktionärsorganisationen bleiben wollen?

Viele Parteien leben offensichtlich allein von der Diskrepanz zwischen ihrem Programm und einer pragmatischen, auf den Erfolg des Augenblicks bedachten Politik. So hat noch allemal selbst eine schlechte Organisation größere Chancen besessen als jede Ansammlung guter Theoretiker. Verstellen nun also Parteien – unabhängig von ihrem Charakter, eben weil sie Parteien sind – den Blick auf die wahren Interessen jener Bevölkerungskreise, die zu vertreten sie vorgeben? Sollen wir wünschen, hoffen oder befürchten, daß vielleicht in Bälde mit dem 20. Jahrhundert auch das der Parteien und der durchschnittlichen „Parteimänner“ zu Ende geht? Die Hoffnung würde implizieren, gerade heutzutage nicht nur nach neuen Zielen, sondern wieder einmal trotz aller schlimmen Erfahrungen nach neuen Organisationsformen zu suchen. Jeder wäre überfordert, aus der Geschichte heraus eine neue Variante vorschlagen zu sollen. Eigentlich kann es sich nur darum handeln, alle neuen Erscheinungen aufmerksam zu verfolgen und aktiv so zu begleiten, daß ihnen kein Hemmnis erwachsen kann aus den üblich-üblen parteienegoistischen Grenzen. Es heißt ferner, Beispiele zu schaffen, vielleicht nach dem Motto: klein

oder fein, machtlos oder lernwillig, bedacht auf Wirkung in der Gesellschaft ohne jeden Anspruch auf Machtverdorbtheit, vielleicht ein Beispiel dafür, wie „das Minus an parlamentarischer Macht durch ein Plus an sozialer Macht“ wett gemacht werden kann – ein Gedanke, den Levi 1923 gegen die Pläne von SPD-Oberen setzte, mit der DVP zu koalieren.

Ohne Parteien ist Politik heute selbstverständlich undenkbar. Vielleicht reduziert sich angesichts dessen die Fragestellung darauf, ob eine künftige Parteiengeschichte nur noch vorstellbar unter der Bedingung erscheint, daß eine neue Qualität innerparteilicher Demokratie erreicht werden kann. Dies wäre jedoch lediglich dem Druck aus der Gesellschaft geschuldet; also einem Levi'schen Parteien-„Korrektiv“? Vielleicht kommt es wirklich darauf an, mit den Parteien den Massen einen solchen höheren Partizipationsgrad zuzusprechen, der den dominierenden Parteien jegliches antidemokratische Bestreben unmöglich macht und gleichzeitig ausreichende Effektivität im Versuch zur Beherrschung der dringenden gesellschaftlichen Probleme aufweist?

Gerhart Hauptmann – Sie spüren, daß sich der Bogen um meine Gedanken schließt – verglich das deutsche Nationalgefühl angesichts des seinem „Florian Geyer“ verständnislos begegnenden Berliner Premierenpublikums mit einer zersprungenen Glocke: „Ich schlug mit dem Hammer daran, aber es tönte nicht.“ Tönt eventuell das von Paul Levi vergeblich angeschlagene Instrument erst heute oder gar morgen? Auf jeden Fall sollten seine demokratisch-sozialistischen Ziele, seine Suche nach adäquaten Organisationsstrukturen, seine Vorstellungen über den kompromisslosen Platz zwischen den Parteien sowie über den weiten Spielraum von Opposition in den Parteien ständig neu befragt werden. Mehr Demokratie in den, mit den und durch die Parteien – das muß durchaus keine Utopie sein, an deren Unerfüllbarkeit künftig immer noch aufrechte Menschen zu zerbrechen drohen.

Anmerkungen:

- 1 Der Beitrag beruht auf einem im wesentlichen unveränderten Vortrag des Verfassers vom 29.6.1993 in einer Veranstaltung des Jenaer Forums für Bildung und Wissenschaft e.V. Er stützt sich auf die Schriften Paul Levis (Siehe Sibylle Quack und Rüdiger Zimmermann: Personalbibliographie Paul Levi (1883-1930). In: Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung (künftig: IWK), H. 1/1986, S. 20-62) sowie auf die im Text erwähnte, bibliographisch leicht erschließbare Literatur.
- 2 Siehe Heinz Knobloch: Umwege zu Paul Levi, In: ders., Die schönen Umwege. Beobachtungen, Berlin 1993, S. 47-59
- 3 Charlotte Beradt: Paul Levi. Ein demokratischer Sozialist in der Weimarer Republik, Frankfurt und Wien 1969, Paul Levi: Zwischen Spartakus und Sozialdemokratie. Schriften, Aufsätze und Briefe. Hrsg. Und eingel. Von Charlotte Beradt, Frankfurt und Wien 1969
- 4 Sibylle Quack: Geistig frei und niemandes Knecht. Paul Levi – Rosa Luxemburg. Politische Arbeit und persönliche Beziehung. Mit 50 unveröffentlichten Briefen, Köln 1983; Hans-Ulrich Ludewig: Die "Sozialistische Politik und Wirtschaft". Ein Beitrag zur Linksopposition in der SPD 1923 bis 1928. In: IWK, H. 1/1981; Sibylle Quack: Rosa Luxemburg an Paul Levi. Ein Nachtrag. In: IWK, H. 2/1987; Von Rosa Luxemburg und ihren Freunden in Krieg und Revolution 1914-1919. Hrsg. Und eingel. Von Sibylle Quack und Rüdiger Zimmermann. In: IWK, H. 4/1988.
- 5 Walter Jens: Ein Jud aus Hechingen. Requiem für Paul Levi, Stuttgart 1992.
- 6 Die angeführten Zitate finden sich in Heinrich August Winkler: Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924 bis 1930, Berlin und Bonn 1985, S. 555; ders., Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung 1918 bis 1924, Berlin und Bonn 1984, S. 579 und 626 f.
- 7 Levi hatte sich als Mitglied des Reichstages intensiv mit den Fememorden der ersten Jahre der Weimarer Republik befaßt.
- 8 Siehe Knobloch, Die schönen Umwege, S. 51.
- 9 Um diese Aussage Clara Zetkins gab es keineswegs zufällig im Herausgeber- und Autorenkreis des geplanten, jedoch nicht mehr realisierten Bandes zur Geschichte der Weimarer

Republik, der im Rahmen einer zwölfbändigen Deutschen Geschichte in der DDR erscheinen sollte, die lebhaftesten Auseinandersetzungen.

10 Siehe Martin Finkbeiner: Das oberste Gesetz. Die 21 Aufnahmebedingungen der Komin-tern und die Internationalisierung der konspirativen Organisationsstruktur der Bolschewiki. In: Neues Deutschland, Berlin, 13./14.3.1993, S. 13.

11 Ebenda.

12 Siehe z.B. Oskar Negt: Für eine Veränderung der gewerkschaftlichen Organisationskultur. In: Gewerkschaftliche Monatshefte, H. 5/1993, S. 265-270.